

Der Bielersee und seine Ufer

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 32

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637682>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Bielersee und seine Ufer.

Manchmal sorgt menschliche Bummelerei in Verbindung mit „guten Zufällen“ für ein stilles Stündchen. Ich fahre nämlich mit dem neuen Schiff „Stadt Biel“ zum ersten Mal über den Bielersee nach Neuenstadt. Es ist ein wonniger Spätnachmittag. Ueber den Jurahöhen mit den dunklen Tannenforsten flutet unermessliches Sonnenlicht. Auch diesmal entdeckte ich den Vorzug des Alleinreisens, daß man Dingen seine Aufmerksamkeit widmen kann, die im Sinn des gewöhnlichen Touristen nicht interessant sind. So ist die volkswirtschaftliche Ergiebigkeit der terrassenartigen Vorsprünge, wie Leubringen, Magglingen, in nächster Zeit auch Prägels, wo die Städte Basel und Biel eigene Heime für Ferienkolonien besitzen, durch Drahtseilstränge in die Augen springend. Ich sah prachtvolle Weinberge, gegen den See-Strand vielmehr Weinfelder, mehr wie früher Acker und Obstplantagen. Hier ist die Gegend, wo die seeländischen Weinbauern den Herbst, das Weinlesefest, feiern; aber ich glaube nicht so schäumend lustig wie wohl einst. Arg hat auch in diesen Gebieten die Reblaus gehaust. Die ganze Pracht der Seeländer-Weinberge, das milde Feuer der heimatlichen Weinhügel ist nicht mehr so mächtig wie früher, trotz Schutzzoll- und Lebensmittelerwerb. Doch die ehrwürdige, altersgraue Wallfahrtskirche von Ligerz, droben am sonnigen Hange des Jura, steht noch immer inmitten grüner Rebstöcke. Weiß leuchtende Bauern- und Wirtschaftsgehöfte mahnen an welschen Himmel und welsches Volk. Aber im Laufe der Zeit hat deutsches Wesen hier übergegriffen in burgundisch-romanisches Gebiet. Immer größer steigt aus den Wassern des Bielersees die

St. Peterinsel

herauf, die dem See einen ganz besonderen Reiz verleiht. Das ist das kleine Eiland, wo der arme Jean Jacques Rousseau ein paar glückliche Wochen im stillen Frieden der plätschernden Wellen, der ziehenden Wolken, der herübergrüßenden, weinpflanzten Uferberge und im trauten Verkehr mit Pflanzen und Tieren verbrachte. Oben im Eichenhain der Insel, heute der Tanzplatz der Weinlesefontage, an denen es manchmal wild genug hergeht, konnte er mit der Natur stille Zwiegespräche führen. Es ist ein eigenartiger Geist der Einsamkeit, der hier den Besucher dieser Stätte umfängt, erst dann noch, wenn er überhaupt von Rousseau etwas weiß und ihn liebt oder ehrt.

Heute weiß jedermann, daß J. J. Rousseau, von überall vertrieben und verjagt wie ein gehetztes Wild, im Monat August des Jahres 1765 seinen Fuß auf die Petersinsel setzte, die ihm für einige Zeit ein friedliches Asyl sein sollte. Er stand damals in seinem 53. Lebensjahr. Weniger bekannt dürften die Gründe dazu sein. Drei Jahre vorher schrieb Rousseau sein wichtigstes, politisches Buch, seinen Contrat social, den Gesellschaftsvertrag. Darin erklärt er den Staat als zustande gekommen durch den Zusammentritt aller gleich freien Individuen. Diese einzelnen bilden miteinander das Volk, dieses oder seine Mehrheit erzeugt einen Gemeinwillen, und das Volk selbst besitzt die herrschende Gewalt, ist der Souverän. Wenn andere schon Ähnliches gelehrt hatten, so besaß der Contrat social den Vorzug, es in Aussehen erregender, packender Weise zu tun, sodaß durch Rousseaus Buch die demokratischen Ideen wie mit einem Schläge die weiteste Ausbreitung fanden. Nach dieser Staatslehre lag alle Macht beim Volke in Person, bei den Volksversammlungen und in den Volksabstimmungen, nicht etwa bei den Vertretungen, den Räten. Dadurch unterschied er sich denn auch von Montesquieu, und man könnte Rousseau in unserer heutigen schweizerischen Ausdrucksweise einen reinen, Montesquieu einen repräsentativen Demokraten nennen.

Die revolutionären politischen Ideen Rousseaus — ich möchte sie ein Präludium zur großen französischen Revolution heißen — veranlaßten seine Verfolgung. Er mußte aus Paris fliehen und ging nach Genf. Aber hier in seiner Vaterstadt, deren Verfassung er allen Völkern zur Nachahmung empfohlen hatte, ließ die Obrigkeit sowohl den Emile als den Contrat social durch den Henker verbrennen und stellte gegen den Verfasser einen Verhaftsbefehl aus. „Mein Buch,“ schreibt er jetzt empört, „greift alle Regierungen an und ist von keiner verboten. Es verteidigt eine einzige, es stellt sie als Vorbild für die andern dar, und diese einzige läßt das Buch verbrennen. Ist es nicht verwunderlich, daß die angegriffenen Regierungen schweigen und die mit Ruhm erhobene Regierung wütet?“ Darauf entfachte er, vom Kanton Neuenburg aus, mit den „Briefen vom Berge“ einen Kampf gegen die in Genf herrschende Intoleranz und die volksfeindliche Ratspartei. Aber auch in Neuenburg konnte er nicht bleiben. Ebensovienig auf der Petersinsel im Bielersee, wo ihn die Herren von Bern wegweisen.

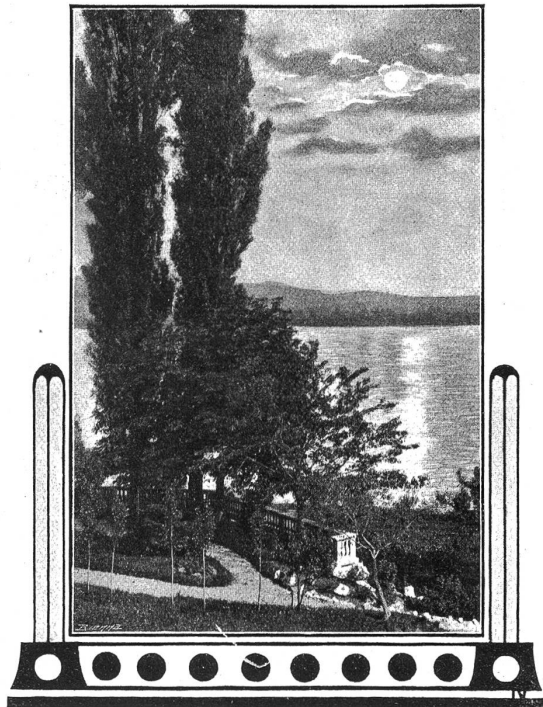
Aber der kurze Aufenthalt brachte Rousseau ein paar glückliche Tage. Meistens hielt er sich im Freien auf. Der frühe Morgen schon fand ihn droben auf der Höhe des Lusthäuschens, wo er sich an der frischen Seeluft und an dem Ausblick in die herrliche Natur erfreute. Sobald der Tau vom Rasen verschwunden war, durchstreifte er den Wald, die Matten, die sumpfigen Uferstellen, eifrig botanisierend, da er die feste Absicht hatte, seine botanischen Funde in einer eigenen Flora Petrusularis zusammenzustellen, was ihm aber infolge seiner nach kurzer Zeit erfolgten Abreise unmöglich wurde. Oft half er den Pächtersleuten bei ihren Arbeiten



Auf der St. Petersinsel. Landhaus, rechts davon das Rousseau-Denkmal und der alte Landungsplatz.

und abends unterhielt er sich freundlich mit ihnen im Hof und Garten des Hauses, sang ihnen bisweilen zur Gitarre

Schwab, aufgefunden; sie sind nun in dem nach ihm benannten Museum Schwab in Biel aufbewahrt.



Am See bei Vingelz.

auch alte Romanzen vor. Bei stillem Wetter fuhr er fast täglich auf den See hinaus. „Wenn ich mitten im See draußen war,“ schreibt Rousseau, „so legte ich mich auf den Boden des Rahnes; ich schaute zum Himmel auf, und während der Kahn frei herumtrieb, erging ich mich in unbestimmten, süßen Träumereien, welche, wenn sie auch auf keinen bestimmten Gegenstand gerichtet waren, mir einen hundertmal größeren Genuß gewährten, als alles das, was ich bisher vom Leben genossen hatte.“

Rousseau hatte auf seiner stillen Insel keinen andern Kummer als die Furcht, den Aufenthalt auf ihr nicht lange genießen zu können. Diese Furcht war nur zu begründet, denn schon nach einigen Wochen mußte der Landvogt von Graffenried in Nidau, der übrigens mit ihm befreundet war, im Auftrage des Rates von Bern ihm seinen Ausweisungsbefehl mitteilen. Vergebens suchte Rousseau um Zurücknahme des Befehles. Schweren Herzens bestieg Rousseau am 24. Oktober des gleichen Jahres den Kahn, der ihn zunächst nach Biel führen sollte.

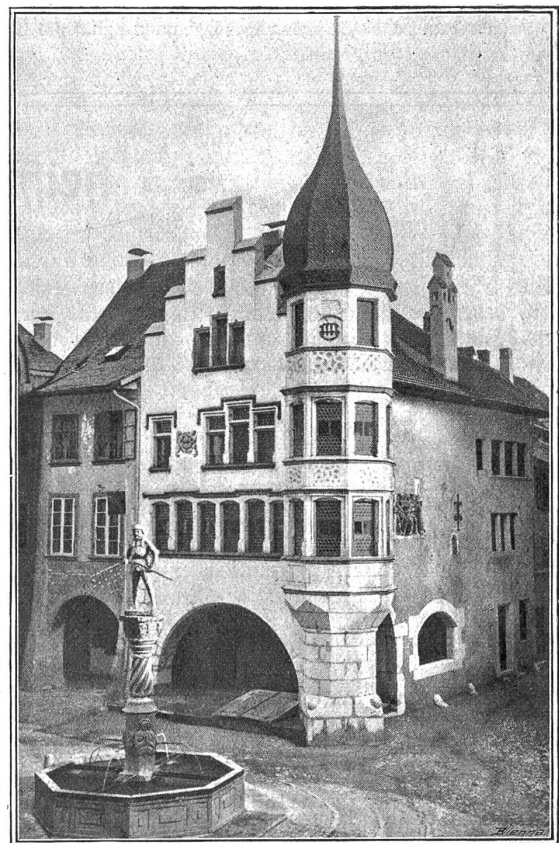
Die Petersinsel ist eine Stätte uralter Kultur; überhaupt weist die

Umgebung des Bielersees

Ueberreste uralter Niederlassungen auf, wie wohl kaum eine zweite Gegend. Dahin gehören vor allem die Pfahlbau-Stationen bei Sutz, Lattrigen, Mörigen, Gerolfingen, Täufelen, Wingelz, Ligerz, Twann, das Südufer der Petersinsel. Am rechten Ufer des Bielersees, bei Lüscherz und bei Mörigen, wurden zahlreiche Ueberbleibsel von Pfahlbauten entdeckt. Steinbeile und Steinhämmer, später Gerätschaften aus Bronze, waren die Werkzeuge und Waffen, mit denen ein rauhes, anspruchsloses Geschlecht der Vorzeit sich behalf. Viele dem Stein-, Kupfer-, Bronze- und Eisenzeitalter angehörenden Geräte hat der unermüdlche Altertumsforscher, Herr Oberst

Neben diesen Zeugen der ältesten Ansiedelungen begegnen wir zahlreichen Denkmälern der vorhistorischen Periode, wie die keltischen Grabhügel und die keltischen Kulturstätten. Die erstern, welche einer etwas spätern Zeit angehören mögen als die Pfahlbauten im See, befinden sich zerstreut in großer Anzahl hauptsächlich auf den nahen Höhenzügen. Die Kulturstätten wurden mit Vorliebe in die altehrwürdigen Eichenhaine verlegt und kennzeichnen sich durch die sogenannten Schalensteine (große Steine mit eingegrabenen Opferschalen), auf welchen die Druiden (keltische Priester) unter dem geheimnisvollen Rauschen der mächtigen Waldriesen, dem Himmels-gotte Wodan Opfer darbrachten. Wir heben von denselben speziell hervor den gewaltigen sogenannten Heidenstein mit den dabei befindlichen Schalensteinen in dem nahen Walde von Madretsch und das bekannte Hohloch bei Twann, eine mächtige Grotte mit prachtvoller Aussicht auf den See und die gegenüberliegende Uferlandschaft.

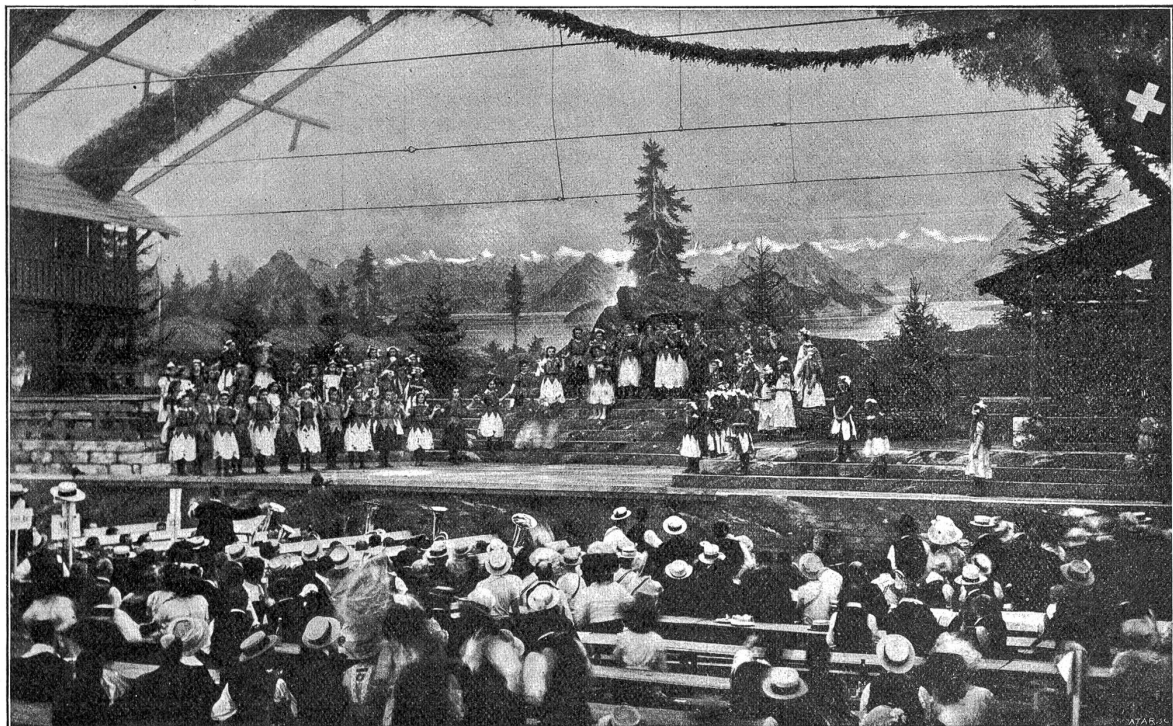
Außerordentlich zahlreich sind die Ueberreste römischer Niederlassungen. Darunter sind wohl die bekanntesten, die Ruinen der Militärstation Petinesca, welche sich am südlichen Fuße des Jonsberges erhob, während auf dem Jonsberge selber ein befestigtes römisches Lager angelegt war, von dem noch jetzt der guterhaltene Lagerwall mit einer Erdburg, der sogenannten Knebelburg, vorhanden sind. Die Knebelburg selbst ist keltischen Ursprungs und sie mag der Schauplatz eines letzten Verzweiflungskampfes keltischer und helvetischer Stämme mit den Römern gewesen sein. Aber sie erlagen der neu aufstrebenden Weltmacht. Die alten Dörfer wurden dem Erdboden gleich gemacht. Rom baute seine Städte, Straßen und Kastelle. So befinden sich umweit Spfach die deutlich erkennbaren Ueberreste einer römischen Villa. Ueberhaupt begegnen wir überall, in der Ebene und



Zunftthaus am Ring in Biel.

auf den Höhen, häufigen Spuren einstiger römischer Dörfer und Landhäuser, welche an die hohe Blüte erinnern, die Helvetien unter der Römerherrschaft erreicht hatte, so z. B. bei Mett, Walperswil, Ligerz und Pieterlen, auf dem Büttenberg, dem Fensberg und dem Schalten-

rain, unter welchem hindurch sogar ein langer Tunnel angelegt ist, der erst in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts beim Bau des Hagneckkanals entdeckt wurde und sich mit Sicherheit auf römischen Ursprung zurückführen läßt. (Schluß folgt.)



Der Blumenreigen aus dem Festspiel des Schweizerischen Grütlizentralfestes in Biel (29., 30. und 31. Juli 1911).

(Wir bringen dieses schöne Bildchen nachträglich als Erinnerung an die unvergeßlichen Vieler Tage der Schweiz. Grütlifaner.)

□ □ Heiße Sommer. □ □

Von Dr. H. Zeffiger.

Alte Chronisten berichten nicht selten neben Krieg und Frieden, neben Haupt- und Staatsaktionen auch über das Wetter. Hinter dem Studierlämpchen, zur Seite des wärmenden Ofens saßen sie vor ihrem Buch und vertrauten ihm an, wie der vergangene Sommer gehaut hatte: „Do was ein gar wolfeil Jar, geriet der Win wol und wurden alle Frücht überus gut.“ Oder aber: „Also wart ein tür Jar und großer Mangel an Win, Korn, Fleisch und allen anderen Narungen.“ Berichte von Zeitgenossen, eigen Erlebtes und alte Ueberlieferung haben sie so getreulich aufgezeichnet; ihre Angaben — Justinger, Schilling, Anshelm, Haller-Müslin, Stettler und noch spätern Chronisten entnommen — sollen uns trösten über die heurige Hitze, denn geteiltes Leid ist bekanntlich halbes Leid.

Die früheste Ueberlieferung nennt 1260 ein gutes Weinjahr und 1277—1279 gute Kornjahre; 1289 war die Weinlese bereits im August und 1296 gab der Boden einen reichen Ertrag. 1303 klagte man über einen heißen Sommer, und 1314 und 1324 soll es einmal 14, das andere Mal gar 15 Wochen lang keinen Tropfen geregnet und vortreffliche Ernten gegeben haben. Dafür fielen 1335 die Heuschrecken ins Land und 1349 begann die erste große Pestzeit, deren Schrecken noch durch das gewaltige Erdbeben des Jahres 1356 vermehrt wurden.

Der Chronist Justinger bringt erst zum Jahr 1365 eine Nachricht, nach der man damals unter großer Teuerung geseufzt habe; dagegen von 1393 erzählt er unter dem Titel: „Daz der heiß Summer was. — Win, Korn und alle Frucht ward überuswändig gut und gnug. Es ward Gerst gefeijet, gewachsen, geschnitten, gedrüschet, gemaln, gebaden und geessen, daz es nie geregnote.“ 1420 konnte man am 5. April die ersten Erdbeeren essen und am 1. August mit der Weinlese beginnen; die Maß (1 1/2 L) Wein galt 1/2 Kreuzer, das Mütt (14 L) Dinkel 9, der Haber 6, der Roggen 10 Schilling (1 Schilling = ca. 4 Fr.). 1464 bezahlte man nach einer ausgezeichneten Ernte für die Maß Wein sogar bloß 1 Pfennig oder 1/8 Kreuzer, während 9 Jahre später infolge der anhaltenden Dürre die Getreidepreise erheblich stiegen. Von 1479 berichtet Schilling: „Es hat me dann zwölf oder drizehen Wochen an einandren nie geregnet und was ouch dazwüschen vast (= sehr) heiß; doch es wart von Gots Gnaden ein guot Jar an Win, Korn und allen Früchten, und sunderlich so wart der Win vast guot und umb ein rechten Pfennig geben.“ 1483 schlug trotz den zwei Fehljahren vorher alles Getreide um mehr als die Hälfte ab und der Wein war ein berühmter Jahrgang.

Zwanzig Jahre später war wiederum ein ausgezeichnetes Weinjahr, doch verdarben Korn und Heu infolge der Hitze.